Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 6 (1993)

Artikel: Von Geburt und Tod in der Gemeinschaft des Dorfes

Autor: Dürr-Kaiser, Emma

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893190

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nicht «nur» Hebamme, die zwölfhundert Kindern auf die Welt geholfen hat, sondern auch Bäuerin.

Traugott Wahlen] und hat die Versorgung der Bevölkerung 'aagschieret' [in die Wege geleitet, organisiert]. Wir hier, wo wir selber anpflanzten, waren nicht zu erbarmen. Wir hatten Kartoffeln, Türken und Gemüse. Eier durften wir pro Person nur eines essen im Tag. Es wurde registriert, wie viele Hennen im Hof waren und wieviel Vieh im Stall.»

Während des Zweiten Weltkrieges stand Dora Litscher voll in ihrem Berufsleben als Hebamme. In diesem Teil unseres Gespräches machte sie eine erstaunliche Aussage: «Damals waren 'meine' Frauen gesünder als nachher, wo sie alles wieder kaufen konnten. Ganz sicher. Die Ernährung war in jedem Haushalt natürlich dieselbe. Und es ging schon gut. Verhungert ist niemand.»

In ihrer Freizeit wanderte Dora Litscher gerne. Stolz erzählte sie mir, dass sie vierzehnmal den Alvier bestiegen habe; auch auf der Jungfrau (wohl auf dem Jungfraujoch) sei sie gewesen. Dieser Ausflug hinterliess in ihr einen besonders starken Eindruck, weil sie zum ersten Mal einen Gletscher sah. «Dort oben war auch eine grosse Bronze-Wand aufgestellt. Es hat mich sehr beeindruckt, was dort drauf geschrieben stand, zwar in Englisch, aber es hiess: 'Herr, wie sind deine Werke so gross und viel, du hast sie alle weise geordnet.' Es war schön.

Mit meinem Sohn fuhr ich nach Holland. Wir fuhren auch ein Stück aufs Meer hinaus. Es hat mir gefallen, wie mein Sohn mit mir überall hingegangen ist. Ich war bereits eine alte Frau. Mein grösster Wunsch war aber eine Reise ins Lötschental. Er wurde mir erfüllt, und es war sehr schön. Es ist ja einfach dort, ganz einfach. Es fuhr ja nur ein Postauto ins Tal. Das Wetter war schön. die Bauern waren am Heuen, und es schmeckte so gut, das Heu.

Sonst aber konnte ich nie fortgehen. Es war wegen der Frauen, die mich bei der Geburt brauchten. Auch mein Vater war eigentlich gegen das Herumreisen und Wandern. Er konnte das nie begreifen. Er konnte nicht begreifen, wie man nach der Arbeit in der Freizeit noch auf den Alvier steigen konnte. Ich dachte, eine Schanerin, die hier aufgewachsen ist, ist halt eine Berglerin. Es war meistens am Sonntag nach der Kinderlehre, wo ich auf die Schaneralp gestiegen bin. Schon wegen der Alpenrosen. Ich wüsste noch gut, wo die schönsten sind ...»

Zwischendurch fragte Dora Litscher auch mich nach gemachten Reisen und Ausflügen. Auf die Bemerkung, das sei halt oft ein Zeitproblem, meinte sie kurz und bestimmt: «Man muss halt Zeit machen ...»

Meine Begegnungen mit Dora Litscher werden für mich unvergesslich bleiben. Sie hätte noch viel zu erzählen, sagte sie mir, ganze Bücher. Einige Male durfte ich sie noch besuchen, bevor sie ein gutes Jahr nach der Radiosendung am 22. Januar 1989 im Alter von fünfundneunzig Jahren gestorben ist. Sie hat unzählige Erinnerungen und Geschichten mit ins Grab genommen.

Bilder

Zur Verfügung gestellt von Käthy Zogg-Litscher, Pradastrada, Weite, und Marianne Zimmermann-Litscher, Buchs.

Von Geburt und Tod in der Gemeinschaft des Dorfes

Emma Dürr-Kaiser, Gams

Schwangerschaft und Geburt

Bis in meine Jugendzeit war die Geburt eines Menschen umgeben von Bräuchen und Ritualen, ein verschämt geheimgehaltenes Ereignis, an dem nur Frauen teilhatten. Anfangs unseres Jahrhunderts stand in der Gemeinde Gams eine einzige Frau den Müttern in ihrer schweren Stunde bei. Sie war verheiratet und hatte selber eine Stube voller Kinder. Man kann sich ausdenken, dass sie mit den grossen Familien viel zu tun hatte und manchmal an zwei Orten gleichzeitig gebraucht wurde. Diese Frau, die unseren Vätern und Müttern auf die Welt geholfen hat, war die zahnlose Ameï, wohnhaft auf der Bsetzi, nahe bei der Kirche. Ihre Nachfolge trat Fräulein Pauline Rickli an. Später übernahm Bertha Dürr, welche während einiger Zeit mit Pauline Rickli zusammengearbeitet hatte, dieses Amt. Sie ist mir und vielen Familien des Dorfes im Zusammenhang mit Geburt und Wochenbett noch in bester Erinnerung.

Die Hebamme

Bertha Dürr hatte sich in den zwanziger Jahren an der Hebammenschule in St.Gallen ausbilden lassen. Der Kurs dauerte damals nur ein halbes Jahr und beschränkte sich auf das wichtigste Wissen über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. Die dürftigen Aufzeichnungen darüber sind noch in einem kleinen Wachstuchheftchen vorhanden. Einige Mühe scheinen Bertha die lateinischen Benennungen der verschiedenen Körperteile und medizinischen Anwendungen gemacht zu haben. Ihre reiche Erfahrung im Laufe der vielen Jahre aber hat sie zur ausgezeichne-

Bertha Dürr vor der Hebammenschule in St. Gallen. Bild bei Stefan Wessner, Gams.

ten und allseits beliebten Hebamme gemacht. Schon als mein Ehegatte das Licht der Welt erblickte, war sie zur Stelle, und bei der Geburt meiner eigenen Kinder hat sie mit viel Geduld und Ausdauer immer noch gearbeitet. Sie versuchte, möglichst ohne ärztliche Hilfe auszukommen, wusste aber sehr wohl, wenn es nicht zu umgehen war, unseren Dorfarzt, Dr. Josef Fässler, aufzubieten. Auch dieser genoss in unserer Gemeinde einen ausgezeichneten Ruf als Geburtshelfer und stand bei schwierigen Hausgeburten den Hebammen bei. So war es bis in die vierziger Jahre. Danach entschlossen sich immer mehr Frauen für eine Geburt im Spital Grabs. Dorthin konnte man die vertraute Hebamme aus der eigenen Gemeinde mitbringen. Die nachgeburtliche Pflege übernahm dann das Pflegepersonal im Krankenhaus.

Bertha Dürr war immer erreichbar. Wenn sie gerade irgendwo ihres Amtes waltete, wusste ihre gehbehinderte Schwester, wo sie sich aufhielt. Man holte sie aus der Kirche, aus dem Riet oder von der Maiprozession weg. Sicher war es für sie manchmal mühsam, bei Wind und Wetter so schnell wie möglich zu den leidenden Frauen zu eilen. Bertha konnte nicht velofahren, sie hat die vielen Gänge alle zu Fuss gemacht. Pressiert hat es immer, denn es war beim hiesigen Menschenschlag nicht Brauch, allzufrüh fremde Hilfe aufzubieten. Noch heute erzählt man sich hier die Episode von der Frau, die einst beim Heuabladen in die Wehen kam: Als sie, wohl wissend, was ihr bevorstand, vom Heustock heruntersteigen und ins Haus gehen wollte, nötigte sie ihr Mann eindringlich zum Ausharren, bis die Arbeit getan und die letzten «Arvel» (= Arm voll, Büschel) auch noch versorgt seien.

Bertha hingegen hat sich für «ihre» Frauen tatkräftig eingesetzt. Oft fehlte es am Notwendigsten: Es gab beispielsweise kein rechtes Licht, keine saubere Wäsche, und das Wasser für Mutter und Kind musste ausser Haus am Brunnen geholt und auf dem Holzherd heissgemacht werden. Das Hebammenamt erforderte deshalb nicht nur viel Kraft, sondern auch hauswirtschaftliche Kenntnisse. Zur Wehenförderung kochte Bertha einen guten Bohnenkaffee, massierte das Kreuz der Gebärenden mit Öl oder Schnaps. Bei Komplikationen half ihr Gottvertrauen; sie betete laut um einen guten Fortgang der Geburt. Wenn alles glücklich überstanden war, eilte sie in die Küche, um für die geschwächte Mutter etwas Kräftigendes zu holen.

Im Laufe ihres Wirkens hat sie alle Facetten ehelicher Liebe und Zuwendung zu sehen bekommen. Einmal soll ihr von einem reichen Bauern gesagt worden sein, zum Im-Bett-Liegen brauche es nicht auch noch «Schmalz und Latwäri» (= Butter und Konfitüre) aufs Brot. Bei der Geburt eines Stammhalters seien die Väter zugänglicher gewesen. In einem krassen Fall soll ein Ehemann seiner Frau für die Geburt eines Sohnes einige Tage Ruhe im Wochenbett zugesagt haben; falls es aber ein Mädchen würde, müsse sie sofort wieder an die Arbeit. Allzu muntere Ehemänner habe man zurückbinden und auf die notwendige Schonzeit der Wöchnerinnen hinweisen müssen.

Zum Ausüben des Hebammenberufs brauchte es eine starke Persönlichkeit. Bei schwierigen Geburten kam es auch zu todernsten Stunden, wenn Mutter oder Kind oder gar beide starben. Selber des Trostes bedürftig, hatte Bertha in solchen Situationen die Starke und Umsichtige zu sein und der Familie beizustehen. Sie hat ein Büblein, dessen Mutter nach der Geburt an Thrombose starb, im Einverständnis mit dem hilflosen Vater an Kindes Statt angenommen. Zur Aufbesserung des sehr bescheidenen Verdienstes als Hebamme hat sie noch zwei weitere Pflegekinder grossgezogen.

Schwangerschaft, Früh- und Fehlgeburten

War eine Frau gesegneten Leibes, sollte sie jegliche Aufregung vermeiden. Sie wurde am Tisch ermuntert, «für zwei» zu essen. Drei Baumnüsse täglich gäben Kraft und dem Kind gute Knochen und Zähne. Die künftige Mutter solle sich möglichst fröhlich geben, damit auch das Kind ein frohes Gemüt mit auf die Welt bringe. Sie solle auch immer wieder schöne Bilder ansehen mit lieblichen Gestalten darauf, damit sie ein ebenso hübsches Kind bekomme. Vor allem aber warnte man die Schwangeren davor, sich «z veluege». Damit war der Umgang mit geistig behinderten oder körperlich verkrüppelten Menschen gemeint, deren Versehrtheit sich auf das erwartete Kind übertragen könnte.

Tuberkulose und Durchfallerkrankungen führten oft zu Fehlgeburten. Die Frauen suchten manchmal erst Hilfe, wenn sie am Ende ihrer Kräfte und nahe am Ausbluten waren. Es gab auch Frühgeburten, deren zartes Leben ganz besonderer Sorgfalt bedurfte. Isoletten, die die fehlende Zeit im Mutterleib ersetzten, kannte man noch nicht. Nur wärmste Mutterliebe brachte die Kinder durch die heiklen Wochen. Meine Grossmutter trug ein Sieben-Monate-Kind bei Tag und Nacht unter dem «Gstältlirock» an ihrer Brust, um ihm gleichmässige Wärme zu schenken. Andere betteten die Frühgeburten warm in Schuhschachteln und legten sie auf den Ofen, um sie am Leben zu erhalten.

Geburt

Bei Mondnähe nahm die Geburtenhäufigkeit zu. So kam es eben vor, dass eine schwangere Frau ihr Kind ohne die fachkundige Hilfe einer Hebamme zur Welt bringen musste, weil diese anderswo beschäftigt war. Auch ich selbst bin an einem Ort, wo Fuchs und Hase einander gute Nacht sagen, ohne jeglichen fremden Beistand zur Welt gekommen. Mein Vater, der schon bei der Geburt meines älteren Bruders Handreichungen gemacht hatte, wusste, was zu tun war, und hat mich kunstgerecht abgenabelt. Auch mein zweitgeborenes Kind schrie schon aus Leibeskräften, lange bevor die gute Bertha atemlos durch den tiefen Schnee zu unserem Hause eilte. Im Vertrauen auf die eigene Kraft und die Hilfe Gottes war man imstande, solche Vorkommnisse unbeschadet zu überstehen.

Die Nachgeburt hatte der Vater im irdenen Kellerboden des Hauses oder im Garten zu vergraben. Was vom Menschen kam, sollte ehrfürchtig behandelt werden. Dies mag

Erinnerungsbild vor der Drogerie Gams. Der Täufling wird von Bertha getragen. Bild im Besitz von Stefan Wessner, Gams.

auch die Väter dazu veranlasst haben, über neue Pflichten und anbefohlene, lebenslange Aufgaben nachzudenken.
Während der ersten zehn Tage nach der Geburt kam die Hebamme täglich ins Haus, um Mutter und Kind zu besorgen. Das Stillen prämierte die Gemeinde mit 50 Franken, nachdem es früher wohl wegen des schlechten Allgemeinzustandes der Mütter wenig praktiziert worden war. Die Hebamme hatte zu bestätigen, dass man das Kind mindestens sechs Wochen lang mit Muttermilch ernährt hatte. Trotz solcher Anreize war die Säuglingssterblichkeit vor der Entdeckung des Penicillins relativ hoch. Wenn eine Mutter tuberkulosekrank war, durfte sie ihr Kind nicht stillen. So steht es auch im Lehrbüchlein von Bertha Dürr. Dass daneben noch unendlich viele andere Ansteckungsmöglichkeiten bestanden, wusste man damals wohl zu wenig. Auch die Rhesus-Unverträglichkeit war scheinbar noch unbekannt. Ein Gamser Ehepaar hat deswegen sieben Kinder im Säuglingsalter verloren; sie seien «verwelkt wie Blumen». Zur Steigerung der Tragik wurde deren Mutter von einigen Dorfbewohnern kurzerhand als «unfähig» bezeichnet.

Taufe und Aussegnung

Nach Möglichkeit wartete man mit dem ersten Gang zur Kirche nicht länger als drei Tage. Dann kam Bertha mit einer grossen Schachtel ins Haus des Täuflings. Darin brachte sie ein mit Spitzen und Bändern verziertes Tragkissen und ein festliches Taufkleid für das Neugeborene. Sorgfältig wurde das Kind in diese Herrlichkeit eingebettet. Darüber breitete Bertha den Hochzeitsschleier der Mutter aus und trat dann stellvertretend für diese mit den Taufpaten und dem Vater den Weg zur Kirche an.
Nach der Taufe, die oft an gewöhnlichen Wochentagen, auch ohne Beisein des Vaters, stattfand, besuchte man eine Dorfwirtschaft, und der Götti liess, seinen Verhältnissen entsprechend, Wein oder Bier

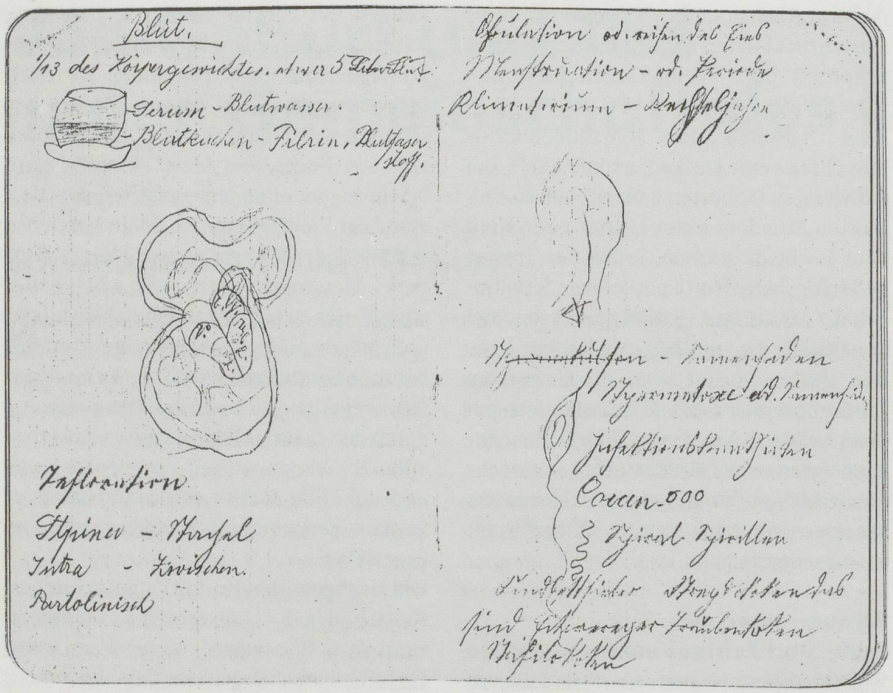
Hebamme Pauline Rickli mit dem Täufling Peter Huber und den Paten Emma Dürr-Scherrer und Edwin Bamert, 1935 vor dem Gasthaus Schäfli in Gams. (Bild Johann Dürr, Gams.)

auftragen. Wieder daheim, wurde der Anlass noch mit Kaffee und Kuchen gefeiert.
Ein gesundheitlich gefährdetes Kind musste notgetauft werden, denn man glaubte, dass ein ungetauft Verstorbenes nicht an den himmlischen Freuden teilhaben könne. Noch in den fünfziger Jahren wurde schon mit Primarschülern im Religionsunterricht geübt, wie man als Laie eine Nottaufe spendet.
Für die Mutter war der erste Schritt in die Öffentlichkeit der Gang zur Kirche, um sich aussegnen zu lassen. Dieses Wort ist im Sinne einer sittlichen Unreinheit der Mutter oft falsch verstanden worden. Schöner und richtiger ist der Gedanke, dass die Mutter in der Freude ihres Herzens zur Kirche kam, um Gott zu danken für die heil überstandene Geburt. Die Kirche erflehte ihr Gottes Hilfe für ihre neue Lebensaufgabe, das Kind für Gott zu erziehen. Nach altem Brauch setzte man sich beim Seitenportal nieder und erwartete den Priester, der nach der heiligen Messe die Frau dort abholte. Er überreichte ihr eine brennende Kerze und legte seine Stola über ihre gefalteten Hände. Er führte sie betend zum Marienaltar und sprach über sie den Muttersegen.

Verhütung, Geburtenregelung, Abtreibung

Während heute bald jedes ältere Schulkind über dieses Thema aufgeklärt ist, kannte man sich früher darin recht wenig aus, ob-

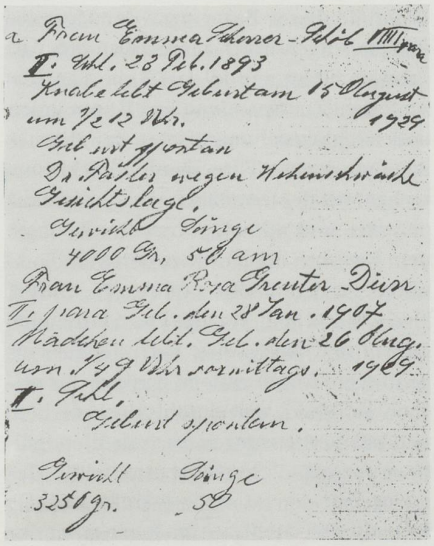
Seite aus Berthas Schulheft in der Hebammenschule. Im Besitz von Stefan Wessner, Gams.



wohl die Angst vor einer neuen Schwangerschaft bei einer Frau, die schon viele Kinder und wenig Brot hatte, sehr gross war. Ungeeignete, wenn nicht sogar lebensgefährliche Ratschläge wurden herumgeboten. Die sicherste Methode mochte es gewesen sein, dem Ehemann die Türe zu verschliessen. Man nahm die älteren Kinder zu sich ins Ehebett, um vor eventuellen Annäherungsversuchen sicher zu sein. Die Praxis, «schon in Oerlikon auszusteigen und nicht bis Zürich zu fahren», wurde den Männern empfohlen, war aber von der Kirche verboten. Die erlaubte Knaus-Ogino-Methode anderseits war höchst unzuverlässig und im Hinblick auf die Biologie der Frau ungeeignet. Die Anwendung von Gummischutz ist zwar schon mehr als hundert Jahre alt, aber diese Artikel waren hier nicht leicht zu kaufen, und das Geld dazu mochte auch gefehlt haben. So sollen die Frauen solche Sachen ausgewaschen und sich gegenseitig ausgeliehen haben. Es gab Verhütungssalben und Chinintabletten. Vielfach glaubte man sich während der Stillzeit unempfänglich für neues Leben. So kam es eben immer wieder zu ungewollten Schwangerschaften, und es gab Frauen, die sich in ihrer Not zu sehr fragwürdigen und lebensgefährlichen Abtreibungsmethoden überreden liessen und ihre Unwissenheit mit Krankheit oder frühem Tod bezahlten.

Fast in jeder Gemeinde gab es Frauen meist zweifelhaften Rufs, deren Hilfe gesucht wurde, wenn man sich vor Schwangerschaft schützen oder gar abtreiben wollte. Sie bereiteten gefährliche Kräutermischungen zu, die zum Beispiel Digitalis (Fingerhut), ein starkes Herzmittel, enthielten. Man empfahl den Schwangeren, scharfe Speisen zu essen und diesen geschabte, rostige Nägel beizufügen. Mit heissen Senfbädern oder Einführung von Seifenlaugen wurde eine Abtötung der Frucht beabsichtigt. Denselben Zweck hatten gewaltsame Anwendungen: Man liess sich von Tisch, Bank oder Treppe fallen oder fuhr mit dem Töff, um durch die harten Stösse der prallgepumpten Pneus eine Verschüttung zu erreichen. Auch durch seelische Erschütterungen, zum Beispiel Erschrecken der Frauen, hoffte man, einen Abort auszulösen.

Bertha führte Buch über alle «ihre» Kinder. Im Besitz von Stefan Wessner, Gams.


a Frau Emma Hofmann-Stöckl VIII para
I. Geb. 28 Feb. 1893
Knabe lebt Geburtsam 15 August
um 1/2 12 Uhr. 1929
Geb. mit spontan
Da Pfarer wegen Hebammenmangel
Geburtslage.
Gewicht Länge
4000 Gr. 50 cm
Frau Emma Rosa Freuler-Diem
II. para Geb. den 28 Jan. 1907
Mädchen lebt. Geb. den 26 Aug.
um 1/4 9 Uhr vormittags. 1929
I. Geb.
Geburt spontan.
Gewicht Länge
3250 gr. 50

Meine Tante Walburga Beeler-Gubser auf dem Sterbebett. Bild Emma Dürr, Gams.

Unfruchtbarkeit

Während die einen Frauen wegen ihrer grossen Empfänglichkeit Ängste ausstanden, litten andere wegen ihrer Kinderlosigkeit. Diese war, zwar nicht in unserer Gemeinde, aber vielerorts ein Scheidungsgrund. So pilgerten die Frauen zu den Wallfahrtsorten, zündeten Kerzen an, brachten Opfer und Almosen, liessen Messen lesen, um das Glück der Mutterschaft zu erflehen. Immer aber hat man die Unfruchtbarkeit der Frau angelastet, welche in diesem Falle als minderwertig eingestuft wurde. Dies mag zu manchen Verzweiflungstaten und illegalem Verhalten ihrerseits geführt haben. So weiss man von Frauen, die sich den Stammhalter von nahen Verwandten oder andern hilfsbereiten Vertrauensleuten zeugen liessen.

Sterben und Tod

Jedermann weiss um die Endgültigkeit unseres Daseins, aber die Menschen unserer Zeit lassen dem Tod wenig Raum. Er wird aus den Stuben und Kammern, wo gelebt und geliebt wurde, verdrängt. Gestorben wird heutzutage im Spital, im Pflegeheim, in steriler Umgebung, hygienisch einwandfrei betreut, durch schmerzlindernde Mittel ruhiggestellt und leider oft auch sehr einsam. Dafür türmen sich auf den frischen Gräbern, vielleicht zur Beruhigung eines vagen Schuldgefühls, Unmengen von Blumen und Kränzen, die dann schon bald auf der Kehrichtdeponie landen.

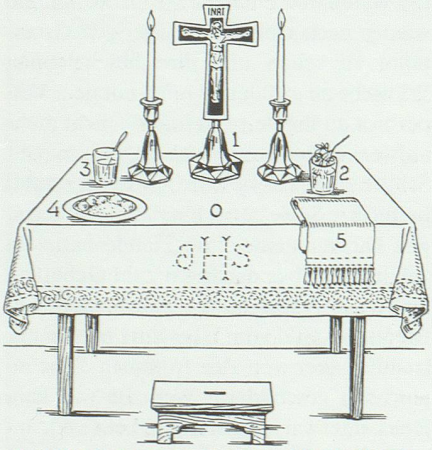
Das war in meiner Jugendzeit noch ganz anders. Trotz der engen Wohnverhältnisse wäre es niemandem eingefallen, den sterbenden Vater oder die Mutter ohne dringende Notwendigkeit ausser Haus zu geben und fremder Pflege zu überlassen. Auch weitere langjährige Hausbewohner, Basen und Vettern, die sich durch lebenslängliche Mitarbeit in Haus und Hof verdient gemacht hatten, durften in ihrer manchmal ärmlich ausgestatteten, aber vertrauten Umgebung ihr irdisches Dasein beschliessen.

Auf meine früheste Begegnung mit dem Tod war ich gut vorbereitet gewesen. Eine alte Base, die Schwester meiner Grossmutter, welche zu unserer Grossfamilie gehörte, wohnte in der Küchenkammer unseres Elternhauses. Der Zerfall ihrer Kräfte war offensichtlich. Sie sagte täglich, sie würde nicht mehr lange leben. Es war an einem drückend heissen Sommertag anfangs der dreissiger Jahre. Ich ging noch nicht zur Schule. Während alle anderen Hausbewohner dringend mit der Heuernte auf einem entlegenen Grundstück beschäftigt waren, hatte ich die Aufgabe, hin und wieder nach meiner bettlägerigen Grosstante zu sehen und ihre bescheidenen Wünsche zu erfüllen. Als ich mit dem Vesperbrot an ihr Bett trat und sie nicht mehr aufwecken konnte, wusste ich, dass nun ihr Schutzengel, von dem sie mir so oft erzählt hatte, ihre Seele zum Himmel hinaufgetragen haben musste. Ihre Hände hatte sie wie immer über der Brust zum Gebet gefaltet, die Augen waren geschlossen. Ein friedliches Bild vom Übergang in eine mir fremde, aber von der frommen Base so glorreich geschilderte Welt. Es war kein jähes, unerwartetes Sterben, kein Tod, auf den die alte Frau nicht vorbereitet gewesen wäre. Sie war nämlich während ihrer Bettlägerigkeit regelmässig vom Ortspfarrer besucht und mit den Sterbesakramenten für den letzten Weg versehen worden.

Sterbevorbereitungen

Dieser kirchlichen Sterbevorbereitung wurde damals grosse Bedeutung zugemessen. Zu sterben ohne seine Sache mit dem Herrgott in Ordnung gebracht zu haben, rechnete man zum Schlimmsten, was einem widerfahren konnte. Darum wurde beim Tischgebet immer noch die Bitte um Beistand in der Todesstunde angeführt: «Durch Deine heilige letzte Angst und schwerste Verlassenheit, o gütigster Jesus, verlasse uns niemals, besonders aber nicht in der letzten Stunde unseres Absterbens. Amen.» Auch die hochwürdige Geistlichkeit, der Herr Pfarrer und der Herr Kaplan, wussten um die grosse Bedeutung ihres Beistandes. Es war für sie Ehrensache, keines ihrer Pfarrkinder unvorbereitet aus diesem Leben scheiden zu lassen. So begaben sie sich nie gemeinsam ausserhalb der Gemeindegrenzen, um im Notfall so schnell wie möglich mit den Tröstungen der Kirche zur Stelle zu sein. Oft war dieser Versehgang ein Wettlauf mit dem Tod. In Erwartung des Todes, der früher schon bei einer bösen Grippe an den Menschen herantreten konnte, rief man die Angehörigen ans Krankenbett. Um beim Ableben von Vater und Mutter zugegen zu sein, kam man auch als erwachsenes Kind ins Elternhaus, manchmal von weit her. Man verliess die eigene Familie, um abwechslungsweise die anfallenden Aufgaben bei der Pflege und Betreuung des Schwerkranken zu übernehmen. Oft trug

Vorlage zur Bereitstellung des Versehtisches. Dieses Blatt wurde zusammen mit dem Versehzeug sorgfältig aufbewahrt.



0 Mitte frei lassen für das Allerheiligste.
1 Kreuz und Kerzen.
2 Glas mit Weihwasser und Zweig.
3 Glas mit gewöhnl. Wasser und Löffelchen.
4 Teller mit 5 Watteküglelchen und Salz.
5 Handtuch.

Versehgang. Bild aus A. M. Rathgeber, «Kirche und Leben», Kempten 1956.

die Freude über die Anwesenheit eines geliebten Kindes zur Verbesserung des Befindens bei. Die liebevolle Nähe und Fürsorge vermochten das verglimmende Lebenslichtlein nochmals für kurze Zeit anzufachen. Man sagte dem die «Totenbesserung». Dabei konnten frühere Missverständnisse geklärt, alte Kränkungen von den Seelen genommen und Unebenheiten ausgebügelt werden. Es bedurfte dazu keiner grossen Worte. Der Tastsinn steht am Anfang und am Ende des Lebens. Ein Händereichen, ein sanfter Gegendruck genügte, wenn alle anderen Möglichkeiten der Verständigung bereits erloschen waren. Jeder Sterbende möchte sich auf seiner Reise ins Jenseits an einer warmen Hand festhalten. Wer diesen Liebesdienst an Vater oder Mutter erfüllte, dem war grosser Segen verheissen.

Der Versehgang

Fühlten die Angehörigen dann das Nahen des Todes, liessen sie den Pfarrer kommen. Bis in die dreissiger Jahre schritt er noch im weissen Chorrock und in Begleitung des Messmers, der das Versehkreuz vorantrug und ab und zu mit dem Ministrantenglöcklein bimmelte, über die weitverzweigten Gassen und Wege unserer Gemeinde. Selbst bei Sturm, Regen oder meterhoch verschneiter Landschaft kämpfte er sich im Namen Gottes zu seinen ihm anvertrauten Seelen. Wer kein Aufsehen erregen wollte, wartete auch oftmals die Dämmerung ab, um den «Heer» kommen zu lassen. Wenn der Priester mit der geweihten Hostie die Kirche verliess, wurde das Versehglöcklein geläutet. Führte sein Weg an der Kapelle Gasenzen vorbei, wurde auch dort das Glöcklein gezogen zum Zeichen, dass jemand im Sterben liege. Wer das hörte, hielt in seiner Arbeit inne und gedachte in einem kurzen Stossgebet seines totgeweihten christlichen Mitmenschen. Man sah sich um, wo der «Heer» seine Schritte hinlenkte und kniete selbst auf der Strasse oder vor den Häusern nieder, wenn man ihm begegnete.

In der Sterbekammer hatte man unterdessen den Versehtisch vorbereitet. Mitten auf dem weissen Verwahrtuch stand ein Kreuz, eingerahmt von zwei Kerzenstöcken mit an Lichtmess geweihten Kerzen, daneben waren ein Glas mit Weihwasser, eines mit Trinkwasser für den Sterbenden und zwei kleine Tellerchen für Watte und Salz angeordnet. Vor den Tisch stellte man einen Schemel für den Priester zum Niederknien. Die Versehgarnitur schenkte man früher den Brautleuten zur Hochzeit. Meist hatten die jungen Frauen schon in ihrer Jungmädchenzeit ein Versehtuch mit religiösen Ornamenten bestickt. Alles zusammen versorgte man in einer eigens dazu erwählten Schachtel, deren Aufbewahrungsort alle Hausbewohner kannten, damit sie im Ernstfall gleich zur Hand war. Bei der Ankunft des Seelsorgers im Krankenzimmer erkundigte sich dieser in freundlicher Weise nach dem Befinden des Sterbenden. Weil er sich ja immer wieder am Sterbebette eines Pfarrkindes befand, hatte er ein geübtes Auge für die jeweilige Not der Schwerkranken. Wenn es deren körperliche und geistige Verfassung noch zuliess, nahm er ihnen die Beichte ab. Während dieser Zeit gingen der Messmer und die Angehörigen aus der Kammer und beteten zusammen in der Stube den Rosenkranz. Zur Spendung von Kommunion und Krankensalbung öffnete der Priester dann wieder die Türe, damit alle Hausbewohner bei der tröstlichen Handlung zugegen sein und mitbeten konnten. Er legte dem Kranken die Hostie in den Mund und salbte mit dem heiligen Öl Augen, Ohren, Nase, Mund und Hände. Die Sterbenden selbst, und auch ihre betroffenen Angehörigen, waren zutiefst dankbar für solchen Beistand, die einfühlsamen Gebete und die Verheissungen nach dem endgültigen Abschied. So eingebettet in die Gemeinschaft der irdischen Familie und der fürbittenden Heiligen im Jenseits, verlor

der Tod seinen Schrecken. Der Sterbende ging zwar voraus, aber es blieb die Hoffnung des Wiedersehens. Wenn der Priester erkannte, dass die Lebenskraft seines Pfarrkindes zu Ende ging, weilte er zum Troste der Angehörigen im Hause, bis der Sterbende seine Seele ausgehaucht hatte. Darauf erteilte er nochmals den Segen mit dem Verwahrkreuz und machte sich dann auf den Heimweg.

Dreissig Jahre später, beim Tode meines Vaters (1961), kam unser Seelsorger «nur noch» in schwarzer Kleidung und ohne die Begleitung des Messmers zum Sterbenden. Früh um vier Uhr, an einem bitterkalten Januarmorgen, eilte er innert kürzester Frist über die frisch verschneite Dorfstrasse ins Gasenzen an sein Sterbebett, um ihm die letzte Ölung zu spenden. Die trostreichen Sterbegebete der Kirche und seine menschliche Anteilnahme bedeuteten auch für uns vom Leid Betroffenen Hilfe und Halt.

Als nach 15 weiteren Jahren auch meine Mutter ihr Leben aushauchte, kam kein Seelsorger mehr. Wir erhielten am Telefon den tröstlichen Bescheid, dass die gute Frau längst alles in Ordnung gebracht und während ihrer Leidenszeit immer wieder die heilige Kommunion empfangen hätte. So ist es nun wohl bis auf den heutigen Tag verblieben. Man hat gelernt, auch in schwierigsten Lebenslagen ohne den Trost und den Beistand unserer ohnehin mit allen möglichen anderen Pflichten belasteten Ortsgeistlichen auszukommen.

Monatsprozession zum Gedenken der Toten auf dem Gamser Friedhof. Bild Emma Dürr, Gams.

Sterbebett und Totenwache

Wenn ein Mensch seinen Geist aufgegeben hatte, gab es anschliessend alle Hände voll zu tun. Den letzten Liebesdienst, das Reinigen und Versorgen mit frischer Wäsche auf dem Totenbett, besorgten vielfach Nachbarn und Bekannte unter Anleitung von umsichtigen Frauen, die sich auch in der Krankenpflege gut auskannten. Bei uns in Gams waren es früher barmherzige Schwestern vom Heiligen Kreuz in Ingenbohl, die diese Aufgabe übernahmen. Nach ihren Verrichtungen lag dann der Tote friedlich auf seinem Sterbelager, die Hände gefaltet und mit einem Rosenkranz umschlungen, ein kleines Holzkreuz zwischen den Fingern. Aus dem Hausgarten holte man ein paar grüne Zweiglein oder frische Blumen und legte sie zu beiden Seiten des Toten aufs Bett. Ledigen Frauen und jungen Mädchen gab man das Kommunionkränzchen ins Haar. Mit diesem Schmuck sahen sie aus wie schlafende Engel und machten auf mich einen nachhaltigen Eindruck. So war es Brauch, so weit ich mich erinnern kann. Vor 1920 hatte man den Toten ihre besten Sonntagskleider und sogar die Schuhe angezogen, damit sie am Tag der Auferstehung wohlgerüstet zum jüngsten Gericht erscheinen konnten. Man scheute keine Mühe, das Totenbett so herzurichten, dass der Verstorbene auf Angehörige und Besucher einen würdigen und tröstlichen Eindruck machte. Die abgedunkelte Totenkammer verdeutlichte noch die Entrücktheit des Dahingegangenen und die Vorstellung, dass er nun schon den langen Weg in die Ewigkeit angetreten habe. Auf einem weissbedeckten Tischchen brannte vor dem Kreuz ein Öllichtlein, daneben stellte man ein Weihwassergefäss mit dem Buchs- oder Sevizweiglein zum Besprengen des Toten. Im Trauerhaus sprach man leiser als sonst. Die Türen wurden sachte geschlossen, die Arbeit ruhte, man tat nur das Notwendigste, um die feierliche Ruhe nicht zu stören.

Gute Bekannte oder Nachbarn kamen ins Trauerhaus, boten ihre Hilfe an, brachten Blumen und bemühten sich, mit ein paar gutgemeinten Worten die Angehörigen zu trösten. Auch Kinder kamen, um den Toten anzusehen und für ihn zu beten. Unter dreifachem Besprengen mit Weihwasser empfahl man den Dahingegangenen Gott Vater, Sohn und Heiligem Geist. Während man für die Erwachsenen ein Glas Wein oder einen Kaffee bereithielt, bekamen die Kinder ein «Brütli» (Konfitürebrot) oder einen «Rappen» (Trinkgeld), bevor sie weggingen.

Am Abend aber musste man im Totenhaus alle Stühle und Bänke zusammentragen, um für das «Psaltern» gerüstet zu sein. Man wusste ja nicht, wer alles kommen würde aus der nähern oder weiteren Umgebung. Alle mussten einen Sitzplatz haben. Es wäre unzumutbar gewesen, die vielen Beter während drei Rosenkränzen (159 mal das «Ave Maria» mit den Rosenkranzgeheimnissen, 15 mal das «Vaterunser» und «Ehre sei» und verschiedene andere Gebete) einfach stehen zu lassen. Nach Feierabend trafen die ersten ein, traten ans Totenlager, sprengten Weihwasser, bekreuzigten sich und nahmen dann in der Stube, im Hausgang oder auf den Tritten der Kammerstiege Platz. Die nächste Nähe beim Toten wurde für die Angehörigen freigehalten. Die Kinder setzten sich auf den Fussboden. So hockten sie alle gebeugt und andächtig im Halbdunkel, um dem Verstorbenen in seinem eigenen Hause die letzte freundnachbarliche Ehre zu erweisen und für sein Seelenheil zu beten. Man hatte sich gut gekannt, hatte den gleichen Kirch- und Schulweg oder im Gemeinderiet aneinandergrenzende Vierenteile gehabt, man hatte sich ausgeholfen mit «Schiff und Gschierr», beim Anpflanzen und Ernten, beim Alpen, Heuen und Holzen. Darum wollte man dabeisein bei

diesem gemeinsamen Gebet, obwohl dessen Dauer die von ihrem Tagewerk ermüdeten Männer und Frauen oft auf eine harte Probe stellte. So kam es eben auch vor, dass jemand einschlief, durch langgezogenes Gähnen die Feierlichkeit der Beter unterbrach oder eine Bewegung des Toten wahrgenommen haben wollte. Nachdem man am Ende des Totenpsalters noch ein Vaterunser für den Nächststerbenden angefügt hatte, machte man sich nachdenklich auf den Heimweg oder nahm gerne noch ein Glas Wein oder einen Kaffee im Kreise der erweiterten Trauerfamilie. Man hielt Rückschau auf das Leben des Verblichenen, würdigte seine Vorzüge und grossen Taten und überging seine Schwächen. Bis der letzte Beter sich auf den Heimweg machte, war es manchmal Mitternacht oder später.

Vorbereitungen für die Beisetzung

Am ersten Morgen nach dem Tode wurde in der Pfarrkirche nach der Messe das Endzeichen geläutet. Während dem «Vechünde» in der Kirche wurde die kleinste, nicht zum übrigen Geläute passende Glocke gezogen. Wer von der Trauerfamilie schon zu Hause weilte, ging am Verkündmorgen zur Kirche und setzte sich in den Trauerstuhl. Das war die erste Bank hinter dem Kreuzgang, die auf der Frauenseite mit einem Ansatzbrett für die mitgebrachten Bandkerzen ausgestattet war. Nach Möglichkeit erschien man bereits in schwarzen Kleidern. Was man sonst noch brauchte, um an der Beerdigung schicklich zu erscheinen, besorgte man anschliessend bei Frau Anna Marxer (später bei Josef Fuchs) am Marktplatz. Die Frauen holten sich dort einen Hut mit einem Schleier, der bis auf die Brust reichte. Bei tiefster Trauer gab dieser den Weinenden willkommenen Schutz. Auch von den Männern kam niemand barhäuptig zur Beerdigung, obwohl die Sitte verlangte, dass der Hut öfters abgenommen werden musste. Auf dem Kittelrevers trug man ein schwarzes Band; wer keine dunkle Kleidung hatte, eine schwarze Binde am Oberarm. Auch den Trauerflor fürs Grabkreuz – für Verheiratete schwarz, für Ledige weiss – konnte man da kaufen.

Noch viele andere Gänge gab es zu tun: Jemand musste zum Pfarrer, aufs Amt und zum Arzt. Die ganze Verwandtschaft musste benachrichtigt werden. Ohne das heute überall präsente Telefon war das sehr umständlich. Beim Dorfwirt bestellte man das «Liichemöhli». Leute in bescheidenen Verhältnissen sorgten im Trauerhaus für einen einfachen Imbiss. In der Druckerei mussten danach die Trauerzirkulare bestellt werden.

Der Ansager oder die Ansagerin machte sich nun auf den Weg, um in der ganzen Gemeinde in jedem Haus um das christliche Grabgeleite zu bitten: «Würender so gwot sii und am nöchschte Mittwoch mit em NN z Chirche choo? D Beerdigung ischt am nüüni, am halbi nüüni vo Huus. Vegelts Gott!»

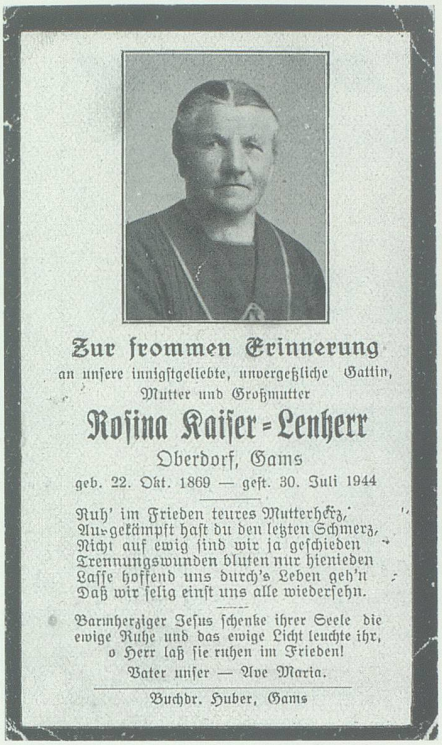
Der Sargmacher wurde ins Haus gerufen, um Mass zu nehmen. Vorgefertigte Särge gab es noch nicht, darum liess man die Toten bis am letzten Abend vor der Beerdigung im Sterbebett. Das Einsargen, das Zunageln der fensterlosen Bretter war für die Angehörigen dann nochmals ein herber Abschied. Dem Auge entzogen, wurde der Tote zur Erinnerung.

Beerdigungstag

Am Beerdigungsmorgen läutete man die Betglocke eine Stunde vor Beginn der Trauerfeier. Im Trauerhaus war man früher aufgestanden als sonst. Wenn der Leichenfuhrmann mit dem schwarzen Wagen und die Leichenträger da waren, trug man den Toten im Sarg aus seinem irdischen Heim. Man stellte ihn vor dem Hause auf die Erde. Einer der Träger begann mit dem Gebet zu den heiligen fünf Wunden, und die unterdessen vor dem Trauerhaus versammelte schwarzgewandete Trauerschar betete mit. Dann setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Allen voran trug die Kreuzträgerin, meist eine entferntere Verwandte des Toten oder eine Nachbarin, ein mit dem Namen des Verblichenen versehenes Kreuz, das bei der Beerdigung am Kopfende auf den frischen Grabhügel gesteckt und später durch ein schönes Grabmal ersetzt wurde. Starb jemand aus dem Armenhaus, so blieb dieses Kreuz für die Zeit seiner Grabesruhe auf der meist schmucklosen Grabstätte. So traten selbst im Tode die sozialen Unterschiede recht augenfällig zutage. Starb ein Amtsmann während seiner Amtszeit, bekam er ein ganz besonders feierliches Begräbnis. Das Leichengeleite zog sich in einer langen Prozession durchs Dorf. Die Bürgermusik begleitete ihn auf seinem letzten Gang, der Männerchor sang auf dem Friedhof, der Kirchenchor in der Kirche. Starb jemand am Berg, auf einem Heimet ohne Zufahrt, musste der Tote mit einem Zugschlitten über die steile Holpergasse zur Talstrasse geholt werden.

Alte Gamser erinnern sich noch, dass der Sarg von vier Männern zur Kirche getragen wurde. Im Leichenzug folgten rosenkranzbetend die männlichen Verwandten, alle übrigen Männer, dann die Frauen und zuletzt die weiblichen Verwandten, eine brennende Bandkerze in den Händen haltend. Später wurde ein Leichenwagen angeschafft, und die Reihenfolge änderte sich so, dass zuerst alle Verwandten, dann die übrigen Trauernden – Männer vor den Frauen – dem Sarge folgten. Kam der Leichenzug aus dem Gasenzen, läuteten die Kapellglocken zum letzten Gruss; die Kirchenglocken begannen zu läuten, wenn man sich der Kirche näherte. Auf der Treppe beim Hauptportal warteten der Pfarrer, der Messmer und die Ministranten, um den Toten feierlich zu empfangen. Der Sarg wurde von den Trägern vom Wagen genommen und auf die bereitgestellte Totenbahre gelegt. Der Priester besprengte ihn mit Weihwasser und betete als Stellvertreter des Toten: «Aus der Tiefe rufe ich zu Dir, Herr, höre meine Stimme!» Diese gewaltigen Worte vermischten sich mit dem Glockenruf vom Turme und griffen ans Gemüt der betenden Runde. Der Sarg wurde beweihräuchert und dann zum Friedhof getragen, der innerhalb von dicken Mauern an den beiden Längsseiten der Kirche lag. Ein Ministrant mit dem Vortragskreuz schritt voraus, gefolgt von Priester, Messmer und übrigen Ministranten in schwarzweissen Chorgewändern. Weissgekleidete Mädchen trugen Blumen und kleine Kranzgebinde zur letzten Ruhestätte. Die Beerdigungszeremonien waren die gleichen wie heute noch. Der einzige Unterschied besteht darin, dass die früher übliche lateinische Sprache von der deutschen abgelöst wurde.

Kleine Kinder wurden nicht erst am Vormittag, sondern am frühen Morgen vor der täglichen Frühmesse begraben. Es war nicht üblich, ihres Verlustes wegen schwarze Kleider zu tragen, da sie als unschuldige Seelen sofort in den Himmel aufgenommen und dort fortan als fürbittende Helfer ihren Familien grossen Segen bringen würden. Dass trotz dieser Verheissungen das Tränenkrüglein am leeren Bett überlief, kann man sich ausdenken. Was wohl noch schwerer zu begreifen war – ungetaufte Kinder und Menschen, die in grosser Not ihrem Leben selber ein Ende machten,

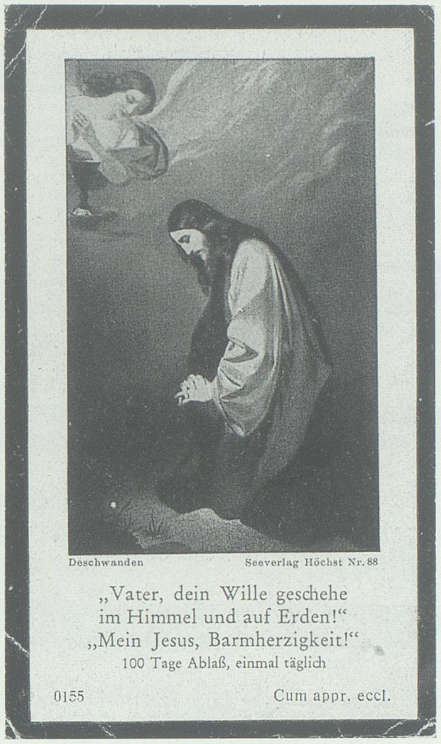


Zur frommen Erinnerung
an unsere innigstgeliebte, unvergeßliche Gattin,
Mutter und Großmutter
Rosina Kaiser-Lenherr
Oberdorf, Gams
geb. 22. Okt. 1869 — gest. 30. Juli 1944

Ruh' im Frieden teures Mutterherz,
Ausgekämpft hast du den letzten Schmerz,
Nicht auf ewig sind wir ja geschieden
Trennungswunden bluten nur hienieden
Lasse hoffend uns durch's Leben geh'n
Daß wir selig einst uns alle wiedersehn.

Barmherziger Jesus schenke ihrer Seele die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr, o Herr laß sie ruhen im Frieden!
Vater unser — Ave Maria.

Buchdr. Huber, Gams



Deschwanden Seeverlag Höchst Nr. 88

„Vater, dein Wille geschehe
im Himmel und auf Erden!"
„Mein Jesus, Barmherzigkeit!"
100 Tage Ablaß, einmal täglich

0155 Cum appr. eccl.

Totenbildchen meiner Grossmutter (Vorder- und Rückseite).

wurden ausserhalb der Friedhofmauer ohne kirchlichen Beistand vergraben.

Totenmesse

Nach der Beerdigungszeremonie auf dem Gottesacker verliess man das offene Grab und ging zur Kirche. Die Nächsteigenen nahmen in den Trauerbänken Platz. Es wurde früher wie heute streng auf den Verwandtschaftsgrad geachtet. Im Chor hatte man die Tumba (Scheinsarg) aufgestellt. Während des Seelamtes sang der Jugendchor die gregorianische *Missa pro Defunctis*, die nach der Dichtung von Thomas von Celano die Tage des Jüngsten Gerichtes vorstellt: «Dies irae, dies illa, solvet saeclum in favilla, teste David cum Sibilla.» Der Jugendchor setzte sich zusammen aus grösseren Schulkindern, die für die Gestaltung von Begräbnisgottesdiensten freigestellt und vom Organisten betreut wurden. Die jungen, klaren Stimmen, die von der obersten Empore über dem betenden Volk schwebten, prägten den Trauergottesdienst.

Beim Opfergang gingen zu beiden Seiten des Mittelganges die Männer und Frauen reihenweise aus ihren Bänken zum Opferstock, machten eine Kniebeuge und warfen die Münze ein. Über den Kreuzgang kehrten sie auf ihre Plätze zurück. Bei grossen Begräbnissen dauerte der Opfergang manchmal bis zum Schluss der Messe. Die protestantischen Mitchristen verliessen nach dieser Handlung die Kirche.

Die Totenmesse schloss mit dem *Libera*, einer lateinisch gesungenen und gebeteten Bitte um Sündenvergebung für den Verstorbenen, abwechselnd von Chor und Priester vorgetragen: «Libera me, Domine, de morte aeterna.» Dann begab man sich nochmals zum Grab, welches unterdessen vom Totengräber zugedeckt und mit den vorhandenen Blumen geschmückt worden war.

Gedächtnisse und Fürbitten

Der gute Wille, für das Seelenheil eines lieben Verstorbenen alles Menschenmögliche zu tun, war in der ersten herben Zeit nach dessen Hinscheiden besonders wach. Die katholische Kirche feiert nach sieben und nach dreissig Tagen die Gedächtnisse. Bis zum Dreissigsten ging womöglich jeden Tag ein Familienmitglied morgens zur heiligen Messe und zum Grab. Am Jahrzeit fanden sich möglichst alle Verwandten zum Gedenken in der Heimatkirche ein und suchten den Grabhügel auf. Einmal monatlich gedachte die Pfarrei nach der Sonntagsmesse ihrer Verstorbenen. Die Gläubigen verliessen in feierlicher Prozession die Kirche, angeführt von Priester und Ministranten mit Vortragskreuz, und umschritten betend den Friedhof.

Wer ein mehreres tun wollte, stiftete die Gregorianischen Messen zur baldigen Befreiung der armen Seele aus dem Fegfeuer, denn man war überzeugt, dass sie die Hilfe der Lebenden dringend benötigte. Dem allerorts üblichen Tischgebet wurde ein Vaterunser für den Verstorbenen angefügt mit der besonderen Bitte: «O Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm.» Es gab Kloster- und Ordensgemeinschaften, die sich gegen Entgelt verpflichten liessen, auf lange Zeit hinaus die Verstorbenen in ihr Gebet aufzunehmen. Man konnte auch Ablässe gewinnen und für die armen Seelen aufopfern. Umgekehrt hatte man grosses Vertrauen zu den armen Seelen und rief sie in kritischen Lebenslagen als Helfer an.

Den Verlust eines nahen Familienmitgliedes betrauerte man ein ganzes Jahr. In dieser Zeit gingen die Frauen in schwarzen Kleidern oder Schürzen. War eine Hochzeit geplant, verschob man die Feierlichkeit aufs Ende der Leidzeit. Es galt als unschicklich, innerhalb des Trauerjahres an Fasnachtstreiben oder Tanzanlässen teilzunehmen. Das war ein herbes Opfer für die jungen Leute, weil solche Festlichkeiten ohnehin auf wenige Tage im Jahr beschränkt waren.

Um die Toten im Gedächtnis zu behalten, verteilte die Trauerfamilie Verwandten und Bekannten kleine Bildchen mit Name und Foto des Verstorbenen. Oft waren Ablassgebete aufgedruckt, die für das Heil der Armen Seele gesprochen werden sollten. Ins Gebetbuch gelegt, gemahnten die «Toetebildli» den Betrachter, während der Messe des Entschlafenen zu gedenken.